

ZWEITES KAPITEL

Die erste Form der Langeweile:
das Gelangweiltwerden von etwas

§ 19. *Die Fraglichkeit der Langeweile.*

*Das Wecken dieser Grundstimmung als Wachseinlassen,
als Behüten vor dem Einschlafen*

Durch diesen Hinweis auf diese tiefe Langeweile scheint es nun, als hätten wir doch gerade das vollzogen, was wir von Anfang an zu vermeiden versuchten, nämlich eine Grundstimmung festzustellen. Aber haben wir eine Grundstimmung festgestellt? Keineswegs. Wir können sie gar nicht feststellen, so wenig, daß höchstens jeder leugnen wird, daß dergleichen da ist. Wir haben sie sowenig festgestellt, daß jeder sagen wird, wir hätten ihr Vorhandensein willkürlich behauptet. Doch ob wir sie leugnen oder behaupten — darum geht es nicht. Aber erinnern wir uns recht: Wir haben nur gefragt: Ist es am Ende so mit uns, daß eine tiefe Langeweile in den Abgründen des Daseins wie ein schweigender Nebel hin- und herzieht?

Allein, solange diese Langeweile fraglich bleibt, solange können wir sie nicht wecken. Oder vielleicht doch? Was heißt: die Langeweile ist für uns fraglich? Zunächst sagt das formal soviel: Wir wissen nicht, ob sie uns durchstimmt oder nicht. Wer ›wir‹? *Wir* wissen das nicht. Dieses Nichtwissen und Nichtkennen dieser Langeweile — gehört es nicht gerade mit zu dem, wie wir sind, zu *unserer* Lage? Warum wissen wir nicht um sie? Etwa weil sie gar nicht da ist? Oder — weil wir von ihr *nicht* wissen *wollen*? Oder wissen wir doch von ihr? Fehlt uns ›nur‹ der Mut zu dem, was wir wissen? Wir wollen

am Ende nicht von ihr wissen, sondern suchen ihr ständig zu *entgehen*. Wenn wir ihr so ständig zu entgehen suchen, haben wir dabei am Ende ein schlechtes Gewissen, klammern wir uns an die Ausflüchte desselben und beruhigen uns, indem wir uns einreden und uns beweisen: Wir wissen nicht von ihr — also ist sie nicht da.

Wie entgehen wir der Langeweile, in der uns, wie wir selbst sagen, die *Zeit* lang wird? Einfach so, daß wir jederzeit, ob bewußt oder unbewußt, bemüht sind, uns die *Zeit* zu vertreiben, daß wir wichtigste und wesentlichste Beschäftigungen begrüßen, schon allein, damit sie uns die *Zeit* ausfüllen. Wer will das leugnen? Bedarf es dann aber erst noch der Feststellung, daß diese Langeweile da ist?

Was heißt das aber: wir *vertreiben* und *verscheuchen* die Langeweile? Wir bringen sie ständig zum *Einschlafen*. Denn offenbar können wir sie durch noch so großen Zeitvertreib nicht vernichten. Wir ›wissen‹ — in einem merkwürdigen Wissen —, daß sie doch jederzeit wiederkommen kann. Also ist sie schon da. Wir verscheuchen sie. Wir bringen sie zum *Einschlafen*. Wir wollen von ihr nichts wissen. Das heißt ja gar nicht: wir wollen kein Bewußtsein von ihr haben, sondern es heißt: wir wollen sie nicht wach sein lassen — sie, die am Ende doch schon wach ist und mit offenem Auge — wenn auch ganz aus der *Ferne* — in unser *Da-sein* hereinblickt und mit diesem Blick uns schon durchdringt und durchstimmt.

Aber wenn sie schon wach ist, dann braucht sie doch auch nicht geweckt zu werden. In der Tat nicht. Das Wecken dieser Grundstimmung heißt nicht, sie erst wachmachen, sondern *wachsein lassen, vor dem Einschlafen behüten*. Wir entnehmen hieraus leicht: Die Aufgabe ist nicht leichter geworden. Vielmehr ist diese Aufgabe wesentlich schwieriger, ähnlich wie wir jederzeit erfahren, daß es leichter ist, jemanden durch einen Schock aufzuwecken, als ihn vor dem *Einschlafen* zu behüten. Doch ob sie schwer oder leicht ist, das ist hier unwesentlich.

Wir stehen bereits vor einer weit wesentlicheren Schwierigkeit. Die Langeweile nicht einschlafen zu lassen — das ist eine merkwürdige oder fast irrsinnige Zumutung. Ist sie nicht ganz und gar dem entgegen, was alles natürliche und gesunde menschliche Verhalten täglich und stündlich betreibt: daß es sich gerade die Zeit vertreibt und die Langeweile gerade nicht aufkommen läßt, das heißt, wenn sie kommt, sie verscheucht, sie zum Einschlafen bringt? *Wir* sollen sie wachsein lassen! Die Langeweile — wer kennt sie nicht, wie sie in den verschiedensten Gestalten und Verschleierungen auftaucht, uns oft nur für Augenblicke befällt, oft auch längere Zeit quält und bedrückt. Wer weiß nicht, daß wir, sobald sie kommt, uns auch schon daran gemacht haben, sie wegzudrücken, und bemüht sind, sie zu vertreiben; daß es nicht immer gelingt, ja, daß sie oft gerade dann, wenn wir ihr mit allen möglichen Mitteln zu Leibe gehen, hartnäckig wird, aufsässig, daß sie erst recht bleibt und erst recht und häufiger wiederkehrt und uns dann langsam an die Grenze der Schwermut drängt? Selbst wenn es gelingt, sie zu verscheuchen — wissen wir dann nicht auch zugleich und gerade dann, daß sie doch wiederkommen kann, sehen wir der glücklich Vertriebenen und Entschwundenen nicht nach mit dem merkwürdigen Wissen, sie könne jederzeit wieder da sein? Gehört das zu ihr, wenn sie sich uns so zeigt?

Wohin aber entschwindet sie, und von wo kommt sie wieder, dieses schleichende Wesen, das in unserem Dasein sein Unwesen treibt? Wer kennt sie nicht — und doch, wer vermöchte so frei weg zu sagen, was dieses Allbekannte eigentlich sei? Was ist sie, daß wir ihr gegenüber an uns die Zumutung stellen, *sie*, gerade sie wachsein zu lassen? Oder ist diese Langeweile, die wir da so kennen und von der wir jetzt so unbestimmt sprechen, nur ein Schatten der wirklichen? Wir fragten ja und fragen immer wieder: Ist es am Ende so weit mit uns, daß eine *tiefe* Langeweile in den Abgründen des Daseins wie ein schweigender Nebel hin- und herzieht?

§ 20. Die Grundstimmung der Langeweile,¹
 ihr Verhältnis zur Zeit und die drei metaphysischen Fragen
 nach Welt, Endlichkeit, Vereinzelung

Diese tiefe Langeweile ist die Grundstimmung. Wir vertreiben uns, um ihrer Herr zu werden, die Zeit, sofern diese uns in der Langeweile lang wird. Die Zeit wird uns lang. Soll sie denn etwa kurz sein? Wünschen wir uns nicht, jeder von uns, eine recht lange Zeit? Und wenn sie uns lang wird, vertreiben wir sie und dieses Langwerden! Wir wollen keine lange Zeit haben und haben sie doch. Langeweile, lange Zeit — im alemannischen Sprachgebrauch besonders — bedeutet ›lange Zeit haben‹ nicht zufällig soviel wie ›Heimweh haben‹. Jemand hat Lange-Zeit nach = er hat Heimweh nach. Ist das Zufall? Oder vermögen wir die Weisheit der Sprache nur schwer zu fassen und auszuschöpfen? Tiefe Langeweile — ein Heimweh. Heimweh, ein Heimweh — hörten wir irgendwo — sei das Philosophieren. Langeweile — eine Grundstimmung des Philosophierens. *Langeweile — was ist sie?*

Langeweile — was immer ihr letztes Wesen sein mag — zeigt fast handgreiflich, und besonders in unserem deutschen Wort, ein *Verhältnis zur Zeit*, eine Art, wie wir zur Zeit stehen, ein Zeitgefühl. Also führt uns die Langeweile und die Frage nach ihr zum Zeitproblem. Wir müssen uns zuvor auf das Problem der Zeit einlassen, um die Langeweile als ein bestimmtes Verhältnis zu ihr zu bestimmen. Oder ist es umgekehrt, führt uns die Langeweile erst zur Zeit, zum Verstehen dessen, *wie die Zeit im Grunde des Da-seins schwingt* und wir deshalb in unserer gewohnten Oberflächlichkeit allein ›handeln‹ und ›lavieren‹ können? Oder ist gar weder das eine — von der Langeweile zur Zeit — noch das andere — von der Zeit zur Langeweile — richtig gefragt?

Aber wir stellen ja doch nicht das Zeitproblem, die Frage, was die Zeit sei, sondern drei ganz andere Fragen: was *Welt*, *Endlichkeit*, *Vereinzelung* sei. In der Richtung und Bahn die-

ser drei Fragen soll sich unser Philosophieren bewegen und halten. Mehr noch, diese drei Fragen sollen uns *aus einer Grundstimmung* entspringen. Diese, die tiefe Langeweile – wenn wir nur schon wüßten, was dies ist, oder gar von ihr durchstimmt wären! Aber angenommen, es sei so, wir seien von dieser Grundstimmung durchstimmt, was hat die Langeweile in aller Welt mit der Frage nach Welt, Endlichkeit, Vereinzelung zu tun? Daß diese Grundstimmung der Langeweile mit der Zeit und dem Zeitproblem zusammenhängt, das läßt sich einsehen. *Oder hängen diese Fragen am Ende mit der Frage nach der Zeit zusammen?* Gibt es nicht die uralte Überzeugung, daß die Welt entstand und in eins mit ihr erst die Zeit, daß beide gleich alt, gleich ursprünglich und verwandt sind? Gibt es nicht die minder ehrwürdige und selbstverständliche Meinung, wonach das Endliche das Zeitliche ist? Also wäre die Endlichkeit ebenso verwachsen mit der Zeit wie die Welt. Kennen wir nicht die alte Lehre der Metaphysik, wonach ein Einzelnes zu diesem Einzelnen, das es ist, wird durch seine jeweilige Zeitstelle, so daß wie die beiden erstgenannten Fragen nach der Welt und der Endlichkeit so auch das Problem der Vereinzelung ein Zeitproblem wäre. Die Zeit ihrerseits steht zu uns in einem Verhältnis der Langeweile. Diese ist demnach die Grundstimmung unseres Philosophierens, in dem wir die drei Fragen nach der Welt, der Endlichkeit und der Vereinzelung entwickeln. Die Zeit ist dabei selbst irgend etwas, was uns in der Ausarbeitung dieser drei leitenden Fragen bestimmt. Wenn die Zeit mit der Langeweile zusammenhängt und andererseits irgendwie der Boden für die drei Fragen ist, dann macht die Grundstimmung der Langeweile ein ausgezeichnetes Zeitverhältnis im menschlichen Dasein und damit eine ausgezeichnete Möglichkeit aus, die drei Fragen zu beantworten. Vielleicht ist all das in der Tat so. Aber wenn schon, dann bleibt das Gesagte doch nur erst ein vorläufiges Aufbrechen einer weiten und noch dunklen Perspektive. All das soll nur dazu dienen, uns die Ratlosigkeit verständlicher

zu machen, in die wir geraten, *wenn wir uns jetzt in der Absicht auf die Auseinanderlegung der genannten drei, metaphysischen Fragen auf die Langeweile einlassen sollen.*

Denn gerade dies bleibt uns dunkel, inwiefern die Langeweile unsere Grundstimmung und offenbar eine wesentliche Grundstimmung sein soll. Vielleicht klingt bei uns gar nichts an und schwingt nichts mit. Worin mag das seinen Grund haben? Vielleicht kennen wir *diese* Langeweile nicht, weil wir die Langeweile überhaupt nicht *in ihrem Wesen* verstehen. Vielleicht verstehen wir ihr Wesen nicht, weil sie uns *noch nie wesentlich geworden ist.* Und am Ende kann sie uns nicht wesentlich werden, weil sie zunächst und zumeist zu jenen Stimmungen gehört, die wir nicht nur alltäglich verschrecken, sondern die wir auch, selbst wenn sie da sind, oft nicht als Stimmung uns stimmen lassen. Vielleicht ist gerade jene Langeweile, die oft nur gleichsam an uns vorbeihuscht, wesentlicher als *die*, mit der wir uns gerade ausdrücklich abmühen, wenn uns dieses oder jenes Bestimmte langweilt, sofern sie uns in ein Unbehagen versetzt. Vielleicht ist jene Langeweile wesentlicher, die uns weder gut stimmt noch mißstimmt und doch stimmt, aber so, als seien wir überhaupt nicht gestimmt.

Diese *oberflächige Langeweile* soll uns gar in die *tiefe Langeweile* bringen, bzw., angemessener gesprochen, die oberflächige soll sich als die tiefe Langeweile offenbaren, uns im Grunde des Daseins durchstimmen. Diese flüchtige, bei-läufige, *unwesentliche* Langeweile soll *wesentlich* werden. Wie sollen wir das anstellen? Sollen wir die Langeweile ausdrücklich und absichtlich in uns erzeugen? Keineswegs. Wir brauchen in dieser Hinsicht gar nichts zu unternehmen. Im Gegenteil, wir unternehmen gerade immer schon zuviel. Diese Langeweile wird von selbst wesentlich, dann nämlich, wenn wir ihr nur nicht entgegen sind, wenn wir nicht immer gleich reagieren, um uns in Schutz zu bringen, wenn wir ihr vielmehr Raum geben. Dies ist es, was wir erst lernen müssen, dieses *Nicht-alsgleich-Widerstehen*, sondern *Ausschwingenlassen*. Aber wie

sollen wir dieser zunächst unwesentlichen, unfaßlichen Langeweile Raum geben? Nur so, daß wir nicht gegen sie sind, sondern ihr uns nähern und uns sagen lassen, was sie denn wolle, was denn mit ihr sei. Aber selbst dazu wieder ist notwendig, daß wir das, was wir so Langeweile nennen und scheinbar kennen, überhaupt erst einmal aus der Unbestimmtheit herausnehmen. All das aber nicht im Sinne einer Zergliederung eines seelischen Erlebnisses, sondern so, daß wir damit uns nähern. Wem? Uns selbst — *uns selbst als einem Da-sein.* (Zweideutigkeit!)

§ 21. Interpretation der Langeweile im Ausgang
vom Langweiligen.

*Das Langweilige als das Hinhaltende und Leerlassende.
Fragwürdigkeit der drei gewöhnlichen Deutungsschemata:
das Ursache-Wirkung-Verhältnis, das Innerseelische,
die Übertragung*

Langeweile — wenn wir alles Bisherige zusammennehmen, so haben wir jetzt schon mancherlei von ihr gesagt, und doch sind wir dessen gewiß: Wir haben sie noch nicht als *Stimmung* verstanden. Wir wissen bereits und wollen es jetzt nicht vergessen: Es handelt sich nicht erst darum, diese oder jene Stimmung zu interpretieren, sondern das Verstehen der Stimmung verlangt von uns am Ende einen Wandel der Grundauffassung des Menschen. Die rechtverstandene Stimmung gibt uns erst die Möglichkeit, das Da-sein des Menschen als solches zu fassen. Stimmungen sind nicht eine Klasse von Erlebnissen, so daß der Bereich der Erlebnisse selbst und ihre Ordnung unangetastet bliebe. So gehen wir schon zu Beginn absichtlich nicht von der Langeweile aus, schon deshalb nicht, weil es dann allzusehr danach aussieht, als wollten wir ein seelisches Erlebnis in unserem Bewußtsein der Analyse unterwerfen. Wir gehen nicht eigentlich von der Langeweile aus, sondern von

der *Langweiligkeit*. Formal gesprochen ist die Langweiligkeit das, was etwas *Langweiliges* zu dem macht, was es ist, wenn es *langweilend* ist.

Etwas *Langweiliges* — ein Ding, ein Buch, ein Schauspiel, ein Festakt, aber auch ein Mensch, eine Gesellschaft, aber auch eine Umgebung oder eine Gegend — solch *Langweiliges*, das ist nicht die Langeweile selbst. Oder kann am Ende sogar die Langeweile langweilig sein? Wir lassen diese Fragen offen und stellen sie zurück, bis wir selbst darauf geführt werden. *Langweiliges* kennen wir so, weil es in und durch seine Langweiligkeit in uns Langeweile verursacht. Von *Langweiligem* werden wir gelangweilt, so daß wir uns dabei langweilen. So ergibt sich schon ein Mehrfaches: 1. das *Langweilige in seiner Langweiligkeit*; 2. das *Gelangweiltwerden durch ein solches Langweiliges* und das *Sichlangweilen bei einem solchen*; 3. die *Langeweile* selbst. Sind das drei Stücke, die zusammengehören? Oder gehören nur 1. und 2. zusammen? Oder sind sie überhaupt nur Eines, je von verschiedener Seite? Vermutlich handelt es sich um kein Nebeneinander. Wie aber stehen sie zueinander? Ist das an dritter Stelle Genannte nur die Zusammenfassung? Dies alles bleibt fraglich. Jedenfalls sehen wir schon das Eine: Die Langeweile ist nicht einfach ein seelisches Erlebnis im Inneren, sondern etwas von ihr, das *Langweilende*, was das *Sichlangweilen* entspringen läßt, kommt uns gerade *aus den Dingen selbst* entgegen. Die Langeweile ist viel eher draußen, sitzt im *Langweiligen*, und von draußen schleicht sie sich in uns ein. Merkwürdig — so unfaßlich das zunächst ist, wir müssen dem folgen, was das *alltägliche* Sprechen und Verhalten und Urteilen zum Ausdruck bringt: daß Dinge selbst, Menschen selbst, Veranstaltungen, Gegenden selbst *langweilig* sind.

Aber — wird man sogleich entgegenen — was hilft das, daß wir versuchen, die Interpretation der Langeweile mit einer Charakteristik des *Langweiligen* zu beginnen? Denn wir werden, sobald wir bei diesem ansetzen, dahin geführt zu sagen:

es ist das, was uns langweilt, also Langeweile verursacht. Was das Langweilige in seiner Langweiligkeit ist, können wir doch nur aus der Langeweile verstehen, und nicht umgekehrt. Also müssen wir doch mit der Langeweile selbst beginnen. Das ist eine einleuchtende Überlegung. Und doch beruht sie auf einer Täuschung, die das ganze Problem verdeckt. Denn was heißt es, gewisse Dinge und Menschen verursachen in uns Langeweile? Warum gerade diese Dinge und jener Mensch, diese Gegend und nicht eine andere? Ferner, warum dieses Ding jetzt und ein andermal gerade nicht, und was früher langweilte, plötzlich gar nicht mehr? Es muß doch an all dem etwas sein, was uns langweilt. Was ist es? Woher kommt es? Was uns langweilt, sagen wir, verursacht Langeweile. Was ist dieses *Verursachen*? Ist das so ein entsprechender Vorgang, wie wenn eintretende Kälte das Sinken der Quecksilbersäule im Thermometer verursacht? Ursache – Wirkung! Herrlich! Ist das etwa ein Vorgang, wie wenn eine Billardkugel an die andere stößt und dadurch die Bewegung der zweiten verursacht?

Wir werden in keiner Weise auf diesem Wege durchkommen, ganz abgesehen davon, daß allein schon dieses Ursache-Wirkung-Verhältnis, wie wir es mit Bezug auf zwei sich berührende und sich stoßende Körper aussprechen, vollkommen problematisch ist. Wie langweilt das Langweilige – wie ist dergleichen möglich? Immer wieder betone ich, wir dürfen uns nicht vor dem Tatbestand drücken, daß wir die *Dinge selbst* langweilig finden und von ihnen sagen, daß *sie selbst* langweilig seien. Wir können uns der Aufgabe gar nicht entziehen, erstmals, wenngleich nicht endgültig, zu sagen, was das Langweilige in seiner Langweiligkeit ist, das uns da beeinflusst. Also fragen wir nach der Langweiligkeit des Langweiligen, was ist das? Wir fragen: Was heißt langweilig, und fragen zugleich: Was ist das für eine Eigenschaft?

Wir finden etwas langweilig. Wir finden es so und sagen: es ist langweilig. Doch – wenn wir sagen und meinen, dieses oder jenes ›ist langweilig‹, so denken wir zunächst gar nicht

mehr sofort daran, daß es Langeweile verursacht bzw. in uns verursacht hat, uns langweilt. Der Ausdruck ›langweilig‹ ist ein *objektiver* Charakter. Ein Buch z. B. ist schlecht geschrieben, geschmacklos gedruckt und ausgestattet; es ist *langweilig*. Das Buch selbst — in sich — ist langweilig, nicht nur langweilig für uns, zum Lesen und beim Lesen, sondern es selbst, der innere Bau des Buches ist langweilig. Es ist vielleicht gar nicht notwendig, daß wir uns beim Lesen dieses langweiligen Buches langweilen, wie es umgekehrt sein kann, daß wir uns bei der Lektüre eines interessanten Buches gleichwohl langweilen. Wir sagen das in einer Reihe.

Langweilig — wir meinen damit: schleppend, öd; es regt nicht an und regt nicht auf, es gibt nichts her, hat uns nichts zu sagen, geht uns nichts an. Das ist jedoch noch keine Wesensbestimmung, sondern nur eine Erläuterung, wie sie sich zunächst nahelegt. Aber wenn wir so das Langweilige erläutern, sind wir doch unversehens dazu übergegangen, den zunächst objektiven Charakter der Langweiligkeit des Buches als etwas auszulegen, was uns *so und so angeht* und also zu uns als Subjekten, zu unserer Subjektivität, in der und der Beziehung steht, uns so und so beeinflusst, be-stimmt. Die Langweiligkeit ist dann doch keine ausschließlich objektive Eigenschaft des Buches, wie etwa sein schlechter Einband. Der Charakter ›langweilig‹ ist somit *objektzugehörig* und zugleich *subjektbezogen*.

Doch wenn wir näher zusehen, gilt das nur von der Langweiligkeit und nicht von der Eigenschaft des Buches, daß es schlecht eingebunden ist. ›Schlecht‹ kann hier besagen: geschmacklos, und da zeigt sich schon, daß auch dieser objektive Charakter subjektbezogen ist. Geschmacklos ist das, was in uns kein Wohlgefallen hervorruft, sondern eher das Gegenteil. Aber ›schlechter Einband‹ kann freilich auch besagen: aus unedlem, unechtem, vor allem nicht haltbarem Stoff gefertigt. Aber selbst hier, wo ein Charakter des Stoffes selbst gemeint ist, fehlt nicht die Subjektbezogenheit. Denn was heißt ›un-

haltbar, ›nicht dauerhaft‹ — nämlich in und während des vielleicht langen und als lang von uns beanspruchten, durch uns vollzogenen Gebrauches? Also ist auch dieser Charakter auf unseren Umgang mit dem Buch und seinem Einband bezogen. Also sind auch die scheinbar objektivsten Eigenschaften der Dinge subjektbezogen. Es ist somit gar nichts Auszeichnendes für die Eigenschaft ›langweilig‹, objektzugehörig und subjektbezogen zu sein, sondern so verhält es sich mit jeder Eigenschaft. Dennoch spüren wir irgendwie, daß der Charakter der Langweiligkeit eines Buches etwas ganz anderes ist als das Moment, daß es schlecht geschrieben ist und dergleichen.

Natürlich — wird man entgegnen — das ist doch eine alte Wahrheit, die alle idealistische Philosophie von jeher vertreten hat, daß die Eigenschaften den Dingen nicht an sich zukommen, sondern daß es Vorstellungen, Ideen sind, die wir als Subjekte auf die Objekte übertragen. Das ist doch gerade in unserem Falle, beim Charakter der Langweiligkeit, ganz offensichtlich. Der Fall ist nur ein Beispiel einer allgemein bestimmten Tatsache. Alle dergleichen Eigenschaften — langweilig, heiter, traurig (Ereignis), lustig (Spiel) — diese stimmungsmäßigen Eigenschaften, sie sind im besonderen Sinne subjektbezogen; nicht nur das, sie stammen direkt aus dem Subjekt und seinen Zuständen. Stimmungen, die die Dinge in uns verursachen, *übertragen* wir hinterher auf die Dinge selbst. Es gibt dafür schon seit der Poetik des *Aristoteles* den Ausdruck ›Metapher‹ (μεταφορά). Schon bei *Aristoteles* ist in seiner Poetik gesehen, daß es in der Sprache und dichterischen Darstellung bestimmte Aussagen und Prägungen gibt, in denen wir diese Stimmungen, die die Dinge bei uns verursachen, Traurigkeit, Heiterkeit, Langweiligkeit, aus uns selbst auf die Dinge übertragen (μεταφέρειν). Das wissen wir doch aus der Schule, daß die Sprache der Dichter und der alltägliche Sprachgebrauch von solchen Metaphern durchsetzt sind. Wir sprechen von einer ›lachenden Wiese‹ und meinen doch nicht, daß die Wiese selbst lacht, von einem ›heiteren Zimmer‹, einer

›schweremütigen Landschaft‹. Die Landschaft ist doch nicht selbst schwermütig, sondern sie stimmt uns nur so, verursacht in uns diese Stimmung. Entsprechend ist es mit dem ›langweiligen Buch‹.

Gewiß, das ist die allgemeine Auffassung und bündige Erklärung. Allein, ist damit etwas erklärt? Wenn wir schon einmal zugeben, daß wir die Wirkung einer in uns verursachten Stimmung auf die Dinge übertragen, *warum* übertragen wir solche Stimmungscharaktere auf die Dinge? Das geschieht doch nicht zufällig und willkürlich, sondern offenbar deshalb, weil wir *an den Dingen* etwas finden, was gleichsam von sich aus fordert, daß wir sie so ansprechen und benennen und nicht anders. Diese Tatsache dürfen wir nicht leichter Hand erklären, bevor wir überhaupt uns darüber klar geworden sind, was darin liegt, daß wir die Landschaft schwermütig, das Zimmer heiter, das Buch langweilig finden. Wenn wir schon einmal zugeben, daß wir da etwas ›übertragen‹, dann geschieht das doch in der Meinung, daß das Übertragene dem Ding irgendwie selbst zukommt. Es darf doch zum mindesten und muß sogar gefragt werden: Was ist das denn, *was* da die Stimmung verursacht bzw. die *Übertragung herausfordert*? Wenn es aber in den Dingen selbst schon liegt, können wir dann einfach von einer Übertragung sprechen? Das alles ist doch nicht so selbstverständlich. Dann übertragen wir etwas nicht mehr, sondern *vernehmen* das in irgendeiner Weise *von den Dingen selbst*.

Was haben wir mit dieser Überlegung gewonnen? Gar nichts — in bezug auf eine Definition des Langweiligen als solchen. Wir sind vielleicht unversehens auf ein allgemeineres Problem gestoßen — was das überhaupt für eine Eigenschaft sei. Wir sehen jetzt nur soviel — zunächst in der rohen und von außen angesetzten Charakteristik: Diese Charaktere sind einerseits objektive und den Objekten selbst, aus ihnen entnommene, zugleich aber subjektive und nach der landläufigen Erklärung aus den Subjekten her auf die Objekte übertragene.

Charaktere wie ›langweilig‹ sind also *objektzugehörig* und doch *subjektentnommen*. Dies sind aber widersprechende, unverträgliche Bestimmungen. Jedenfalls sehen wir nicht, wie sie in ihrer Einheit möglich sind. Es ist auch nicht entschieden, ob diese Doppelcharakteristik überhaupt den Tatbestand wirklich trifft oder nicht schon von vornherein verunstaltet, so selbstverständlich sie aussehen mag. Wenn wir aber so über den allgemeinen Eigenschaftscharakter der Langweiligkeit eines Dinges im unklaren sind, dürfen wir dann hoffen, diese besondere Eigenschaft in der rechten Weise zu erläutern? Fehlen uns dann nicht einfach alle Handhaben? Allerdings. Daraus ergibt sich nur das Eine: Wenn wir so von Schwierigkeiten umlagert sind, dann gilt es um so mehr, die Augen offenzuhalten. Wir wollen darum nicht mit vorschnellen Theorien — und seien sie noch so landläufig und anerkannt — die Tatbestände erklären.

Kehren wir zur ersten Charakteristik der Langweiligkeit und des Langweiligen zurück. Wiederholen wir, was wir damit meinen, wie wir uns diesen Charakter in seinem Bedeutungszusammenhang zurechtlegen. Wir entnehmen hieraus ein Doppeltes:

1. Wir sagen: das Buch ist ›schleppend‹, ›öd‹. Was wir als *langweilig* ansprechen, schöpfen wir *aus dem Ding selbst* und meinen es auch als ihm, dem Ding, zugehörig.

2. Zugleich sagen wir: das Buch ist nicht an- und aufregend, es gibt nichts her, geht uns nicht an. Wenn wir ganz spontan umschreiben und erläutern, sprechen wir doch unversehens von einem Charakter, der nicht einen eigenen Gehalt hat, sondern sein Wesentliches liegt gerade *im Bezug zu uns*, in der Art, wie wir *angegangen* bzw. nicht *angegangen* werden.

Bisher haben wir nur den Bezug zum Subjekt betont, waren davon überrascht und vielleicht auch schon irregeleitet. Wir haben aber völlig die Art übersehen, wie wir da unmittelbar umschreibend diesen Charakter der Langweiligkeit erläutern.

Gerade das ist wichtig. Wir sagten gar nicht: das Langweilige ist das, was in uns Langeweile *verursacht*. Wir *sagten* nicht nur nicht so, um etwa zu vermeiden, dasselbe durch dasselbe zu erklären (Tautologie); denn das liegt nicht vor. Wir *dachten* auch gar nicht daran, daß die *Langweiligkeit* des Langweiligen darin bestehe, Langeweile zu *verursachen*. Wir dachten nicht hieran — an diese Auslegung —, weil wir gar nichts davon erfahren haben. Denn es ist, wie schon erwähnt, sehr wohl möglich, daß wir uns beim Lesen gar nicht gelangweilt haben, nicht das ›Gefühl hatten‹, daß in uns Langeweile bewirkt werde. Und doch nennen wir das Buch langweilig, und das, ohne etwas Falsches zu sagen oder gar zu lügen. Wir nennen das Buch ohne weiteres so, weil wir *ohne weiteres* gar nicht das ›langweilig‹ so verstehen, als sei es gleichbedeutend mit: Langeweile bewirkend. Ohne weiteres nehmen wir ›langweilig‹ in der Bedeutung von *schleppend*, *öde*, was nicht heißt: gleichgültig. Denn wenn etwas schleppend und öde ist, dann liegt darin, daß es uns nicht völlig gleichgültig gelassen hat, sondern *umgekehrt*: wir sind im Lesen dabei, hingegeben, aber nicht hingenommen. Schleppend besagt: es fesselt nicht; wir sind hingegeben, aber nicht hingenommen, sondern eben nur *hingehalten*. Öde besagt: es füllt uns nicht aus, wir sind *leer gelassen*. Wenn wir diese Momente etwas deutlicher zusammen in ihrer Einheit sehen, dann haben wir vielleicht ein *Erstes* gewonnen oder bewegen uns — vorsichtiger gesprochen — in der Nähe einer eigentlichen Interpretation: das Langweilende, Langweilige ist das *Hinhaltende und doch Leerlassende*.

Beachten wir wohl, diese ganze Einstellung, daß etwas in uns bewirkt wird, daß der Zustand der Langeweile hervorgerufen wird, ist jetzt nicht mehr da. Wir sprechen nicht davon, daß Langeweile in uns bewirkt worden sei. Mag sein — aber wir umschreiben das nur und meinen doch, daß Langeweile verursacht sei. Keineswegs, sondern wir wollen sagen, daß wir so und so angegangen wurden und uns dabei so und so befinden. Ebensowenig; denn wir wollen nicht nur und in

erster Linie sagen, wie das Buch auf uns gewirkt hat, sondern welchen Charakter das Buch selbst hat. Darum bedeutet unsere Rede: das Buch ist so, daß es einen so und so angehen kann und einen dabei sich so und so befinden lassen kann. Aber selbst das wollen wir nicht zum Ausdruck bringen, sondern: das Buch ist so, daß es in eine Stimmung bringt, die wir nun niedergehalten wissen wollen.

Wir sprechen *aus* einer Stimmung, die faktisch gar nicht ›hervorgerufen‹ ist, nicht im Bezug auf eine mögliche in uns verursachbare Wirkung; deshalb können wir sie auch nicht auf das verursachende Ding übertragen. Wir sprechen auch nicht aus einer Stimmung, die nur in reiner Möglichkeit hervorgerufen werden konnte, sondern aus einer Stimmung, von der wir dabei wissen, daß sie *jederzeit aufsteigen könnte*, die wir aber niederhalten, nicht aufkommen lassen wollen. Ist da ein Unterschied? Wir sagen: aus einer Stimmung, aber *nicht* einer *verursachten Wirkung*; aus einer möglichen, uns möglicherweise befallenden Stimmung. Aus einer Stimmung her finden wir etwas so und so und sprechen es so an. Das heißt *nicht*: eine *Wirkung* und ihren Charakter *auf die bewirkende Ursache übertragen*.

Aber sind wir mit all diesen Erörterungen auch nur um einen Schritt vorwärts gekommen? Überhaupt nicht! Im Gegenteil, nun ist erst recht alles in Verwirrung geraten. Die einfache Sachlage — ein Buch nennen wir langweilig, d. h. es verursacht in uns Langeweile — ist völlig verworren und in einer verkünstelten und unverständlichen Weise ausgelegt. Und doch — wir wollen ja nicht in einem Anlauf eine blanke Definition der Langweiligkeit und Langeweile erzwingen, sondern das Problem verstehen. So wenig tröstlich das Ergebnis auf den ersten Blick sein mag, wir haben doch Wesentliches erfahren: 1. Das Langweilige heißt nicht so, weil es einfach in uns Langeweile erwirkt. Das Buch ist nicht die Ursache draußen und die Langeweile als Ergebnis die Wirkung drinnen. 2. Daher müssen wir bei der Aufhellung des Tatbestandes von

dem Ursache-Wirkung-Verhältnis absehen. 3. Das Buch muß aber gleichwohl sich geltend machen, wenngleich nicht als bewirkende Ursache, sondern als das, was uns *stimmt*. Hier liegt die Frage. 4. Wenn das Buch langweilig ist, so hat dieses Ding außerhalb der Seele etwas an sich von der möglichen, ja sogar niedergehaltenen Stimmung in uns. *Die Stimmung umspielt* also, obzwar sie drinnen ist, zugleich das Ding draußen, und zwar ohne daß wir eine bewirkte Stimmung aus dem Inneren auf das Ding heraus- und übertragen. 5. Am Ende kann das Ding nur deshalb, weil die Stimmung es schon umspielt, langweilig sein. Es verursacht nicht die Langeweile, erhält sie aber ebensowenig vom Subjekt nur zugesprochen. Kurz: Die Langeweile — und so am Ende jede Stimmung — ist ein Zwitterwesen, teils objektiv, teils subjektiv.

§ 22. *Methodische Anweisung für die Interpretation
des Gelangweiltwerdens:*

*Vermeidung der bewußtseinsanalytischen Einstellung,
Erhaltung der Unmittelbarkeit des alltäglichen Daseins:*

*Auslegung der Langeweile aus dem Zeitvertreib
als dem unmittelbaren Verhältnis zu ihr*

Aber nicht dieses Resultat interessiert uns, sondern die Frage: *Warum* ist die Stimmung ein solches Zwitterwesen? Liegt das an ihr selbst, oder an der Art, wie wir sie erklären und zu erklären versuchen? Ist sie am Ende etwas total anderes und frei von allem Zwitterhaften?

Man kann uns diese Fragen zugeben, aber uns gerade dann daran erinnern, was wir eigentlich wollten und jetzt erreichten. Wir wollten doch von der Langweiligkeit des Langweiligen handeln und ausdrücklich nicht von der Langeweile und sind nun doch darauf geführt worden. Gewiß, wir sehen, daß das Langweilige mit dem Gelangweiltwerden und dem Sichlangweilen zusammenhängt. Aber wir sehen ebenso klar, daß

wir, wenn wir jetzt vom Gelangweiltwerden und Sichlangweilen handeln, nicht mehr davon als einem in einem Subjekt vorkommenden subjektiven Zustand handeln dürfen, sondern daß wir jetzt von vornherein und grundsätzlich gerade das Langweilige — je bestimmte Ding — mit in Rechnung setzen müssen.

Was sagt uns das alles? Wir können das Langweilige als solches gar nicht kennzeichnen, solange wir nicht klar sehen, was es überhaupt ist, nämlich etwas, was uns so und so stimmt. Das heißt, wir stehen bereits bei einer wesentlichen Frage: *Was heißt Stimmen?* Wir können nicht einfach sagen, Stimmen heißt eine Stimmung verursachen. Somit haben wir diese Frage gefunden — ein mögliches und unumgängliches Problem, das weit wesentlicher ist als irgendeine scheinbar einleuchtende Erklärung des fraglichen Charakters ›langweilig‹.

Wir sind so mit viel Umständlichkeit lediglich zu einem negativen Ergebnis gekommen. Aber bedarf es, um dieses einzusehen, solcher Umstände? Können wir dieses Ergebnis nicht viel unmittelbarer gewinnen, und zwar zugleich mit einem positiven Gehalt? Gelangweiltwerden — das ist selbstverständlich ein Gelangweiltwerden *von* etwas, Sichlangweilen ist selbstverständlich ein Sichlangweilen *an* und *bei* etwas. Umgekehrt ist ein Langweiliges auf ein Gelangweiltwerden, zumindest ein Gelangweiltwerdenkönnen ›bezogen‹. Das ist klar. Wenn wir so sagen, so sieht es aus, als hätten wir eine neue Basis gewonnen. Und doch wird diese Klarheit zum Schein, sobald wir daran erinnern, daß dieses Sichbeziehen eines subjektiven Stimmungszustandes auf ein objektives Ding und umgekehrt völlig fragwürdig ist. Das hat uns gerade zu einer verkehrten Richtung des Fragens verleitet.

Wenn wir jetzt das Gelangweiltwerden und Sichlangweilen untersuchen, dann hilft es zunächst wenig, zu sagen: Sichlangweilen ist Sichlangweilen *an* . . . und *bei* . . . Es hilft zumal dann nicht, wenn wir so verfahren, daß wir das Langweilige als einen Gegenstand verstehen, auf den wir uns be-

ziehen, wenn auch freilich anders als im Erkennen oder Wollen. Denn das *Problem* ist gerade diese *Bezogenheit, ihr Grundcharakter*. Allgemein gesprochen: Dieses Be-stimmen ist zu fassen als ein uns so und so Stimmen und dieses *Gestimmtsein* als die *Grundart unseres Daseins*. Und wieder konkret gefragt: Wenn wir etwas, ein Ding oder gar einen Menschen, lieben, ist das Geliebte nur die irgendwo vorkommende Ursache für einen bei uns vorkommenden Zustand, den wir auf das sogenannte Geliebte übertragen? Natürlich nicht, wird man sagen, sondern das Geliebte ist der Gegenstand unseres Liebens. Aber was heißt hier ›Gegenstand‹? Etwas, worauf unsere Liebe stößt und woran sie haften bleibt? Oder ist das alles nicht nur äußerlich gesprochen, sondern grundverkehrt? Ist es nicht so, daß wir in der Liebe überhaupt nicht auf einen Gegenstand stoßen und gleichwohl etwas lieben? Dies stehe nur als Hinweis darauf, daß wir, wenn wir das Ursache-Wirkung-Verhältnis beiseitelassen, um keinen Schritt positiv weiter sind, sondern das Problem sich verschärft hat.

Andererseits erscheint es jetzt doch schon aussichtsreicher, hinter das Rätsel der Langeweile zu kommen, wenn wir den Zustand des Gelangweiltwerdens, das Sichlangweilen ins Auge fassen. Aber wir sind gewarnt. Nicht nur, daß wir dabei das Langweilige und Langweilende selbst nicht außer acht lassen sollen, sondern daß dieses Gelangweiltwerden und Sichlangweilen kein bloß vorkommender Zustand ist, den wir gleichsam wie ein Präparat uns zur Untersuchung vorlegen. Aber wie denn sonst? Wir müssen uns doch zu diesem Zustand in ein *Verhältnis* bringen, wenn wir darüber aussagen wollen. Welches ist das angemessene? Es gilt doch die allgemeine Regel, ein Objekt unter die besten Bedingungen seiner Beobachtbarkeit zu bringen. Diese Regel gilt in den Wissenschaften. Also auch in der Philosophie. Nein — umgekehrt: Diese Regel gilt nicht deshalb für uns, weil sie in den Wissenschaften gilt, sondern sie gilt in den Wissenschaften, weil diese Regel sich auf einen ursprünglichen Wesenszusammenhang

gründet. Darnach *schreibt* der *Sachgehalt* und die *Seinsart* eines *Seienden* die ihm *zugehörige mögliche Offenbarkeit* (Wahrheit) vor. Die verschiedenen Gebiete des Seienden und die einzelnen seienden Dinge sind je nach Sachgehalt und Seinsart angewiesen auf eine bestimmte Art von Wahrheit, Unverborgenheit. Diese Offenheit, die jedem Seienden gemäß seinem Sachgehalt und gemäß seiner Seinsweise zukommt, *zeichnet* wiederum die je bestimmten, möglichen angemessenen *Weisen des Zugangs zu dem zu erfassenden Seienden selbst* vor. Durch die jeweilige, mit dem Sein verflochtene Wahrheitsart sind vorgezeichnet der Weg, die Möglichkeit und die Mittel der Aneignung des Seienden bzw. seiner Abwehr, des Besitzes des Seienden bzw. seines Verlierens. Daß dieser Zugang ein solcher der theoretischen Befragung und Beobachtung sei — im Sinne der Wissenschaften —, ist damit in keiner Weise gesagt, sondern gesagt ist nur: Wenn wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen werden soll, dann muß sie gemäß ihrer Absicht und ihren Möglichkeiten jenem Wesenszusammenhang zwischen Sein und Wahrheit genügen. Deshalb wird für die Wissenschaften die ausgesprochene Regel notwendig. Die Notwendigkeit, methodisch vorgehen zu müssen, d. h. einem Seienden nach seiner Art nachzugehen, besteht nicht, weil die Wissenschaft solches verlangt, sondern ist von der Wissenschaft *gefordert* aufgrund der Wesenszugehörigkeit von Sein und Wahrheit.

Aber *wir* wollen ja die Langeweile nicht beobachten. Vielleicht ist das überhaupt unmöglich. Allein, wir wollen doch über die Langeweile, über ihr Wesen, etwas in Erfahrung bringen, darüber, wie sie west. Geht das anders, als daß wir uns in eine Stimmung der Langeweile *versetzen* und sie dann beobachten, oder daß wir uns eine Langeweile *einbilden* und dann fragen, was zu ihr gehört? Denn es ist ja *gleichgültig*, ob wir eine wirkliche Langeweile untersuchen oder eine eingebildete, d. h. nur mögliche. Denn uns interessiert ja nicht diese bestimmte Langeweile, die wir jetzt gerade haben, son-

dem sie, die Langeweile als solche, was zu ihr, d. h. zu jeder *möglichen* gehört. So leistet uns eine eingebildete Langeweile dieselben Dienste.

So scheint es in der Tat zu sein. Wenn wir uns in eine Langeweile versetzen bzw. eingebildeterweise versetzen und sie dann vornehmen und beobachten, genügen wir der Grundregel der Untersuchung. Und doch, so exakt diese Aufgabenstellung aussieht, sie verfehlt die Aufgabe. Sie macht die Stimmung als Erlebnis zu einem im Bewußtseinsstrom schwimmenden Objekt, dem wir als Beobachter nachsehen. In dieser Weise kommen wir *gerade nicht in das ursprüngliche Verhältnis zur Langeweile* bzw. sie zu uns. Wenn wir sie so zum Objekt machen, dann versagen wir ihr gerade das, was sie in der eigenen Absicht unseres Fragens soll. Wir versagen ihr, als die Langeweile, als welche wir uns langweilen, als solche zu wesen, damit wir so ihr Wesen erfahren.

Wenn das Langweilige und Langweilende und in eins damit die Langeweile etwas ist, was uns unbehaglich ist, was wir *nicht* aufkommen lassen wollen, was wir, wenn es heraufkommt, alsbald zu vertreiben suchen — wenn die Langeweile etwas ist, *wogegen* wir im Grunde und von Hause aus sind, dann wird sie sich als solches, *wogegen* wir sind, *da* ursprünglich offenbaren, *wo* wir gegen sie sind, *wo* wir sie — ob bewußt oder unbewußt — vertreiben. Das geschieht da, wo wir uns entgegen der Langeweile eine Kurzweil verschaffen, wo wir uns in dieser Absicht je so und so die *Zeit vertreiben*. Gerade wo wir *ihr*, der Langeweile, entgegen sind, da muß *sie* sich gerade behaupten wollen, und da, wo sie sich dergestalt selbst vordrängt, sich in ihrem Wesen *uns aufdrängen*.

So gewinnen wir im *Zeitvertreib* gerade erst die rechte *Hal-*
tung, in der uns die Langeweile *unverstellt entgegenkommt*. Mithin dürfen wir die Langeweile nicht als für sich vorkommenden Zustand zum Objekt der Betrachtung machen, sondern wir müssen sie so nehmen, wie wir uns in ihr bewegen, d. h. zugleich sie zu vertreiben suchen.

Aber — wird man einwenden — gewiß ist jetzt die Langeweile nicht isoliert als Erlebnis, freischwebend, ein rohes Objekt einer Beobachtung, gewiß lassen wir sie jetzt auftauchen; wir haben sie erst, indem wir gerade im Vertreiben derselben uns bewegen. Allein, die Sachlage hat sich nicht wesentlich geändert. Wie steht es mit diesem Zeitvertreib? Machen wir jetzt nicht diesen statt der Langeweile zum Gegenstand einer Beobachtung — nur so, daß zugleich im Zeitvertreib als das darin Vertriebene die Langeweile gleichsam mit darin steckt? Dann haben wir nicht eine reine, isolierte Aktion der Langeweile, sondern die Reaktion gegen sie, die Reaktion *und* ihr Wogegen, nicht *ein* Erlebnis, sondern zwei in der Verkopplung. So sieht es in der Tat aus, und doch ist es anders. Wir haben nicht nur ein zweites Erlebnis davor geschaltet — schon allein deshalb nicht, weil wir den Zeitvertreib nicht erst als besonderes Erlebnis gleichsam präparieren müssen, sondern uns ständig darin halten, und zwar so, daß wir dabei streng genommen von seelischen Erlebnissen und Seele und dergleichen nichts wissen.

Jetzt sehen wir erst das Entscheidende unserer ganzen methodischen Überlegung. Es kommt gerade nicht darauf an, eine Region von Erlebnissen zurechtzupräparieren, uns in eine Schicht von Bewußtseinszusammenhängen hineinzuarbeiten. Wir müssen gerade vermeiden, uns in eine künstlich zurechtgelegte oder aus fest verhärteten überlieferten Blickrichtungen aufgezwungene besondere Sphäre zu verlieren, statt die Unmittelbarkeit des alltäglichen Daseins zu erhalten und festzuhalten. Es gilt nicht die Anstrengung, uns in eine besondere Einstellung hineinzuarbeiten, sondern umgekehrt, es gilt die *Gelassenheit des alltäglichen freien Blickes* — frei von psychologischen und sonstigen Theorien von Bewußtsein, Erlebnisstrom und dergleichen. Weil wir aber durchsetzt sind von solchen — oft schon in dem nächstliegenden Verständnis und in der Erläuterung der Wortbedeutungen —, ist es freilich weit schwieriger, diese Gelassenheit in sich zu pflanzen, als eine oder

mehrere Theorien sich anzulernen und einzuprägen. Von daher müssen wir die scheinbare Umständlichkeit begreifen, mit der wir uns an ein so triviales Phänomen wie die Langeweile heranzuarbeiten versuchen. Dieses Heranarbeiten hat den Sinn des Wegschiebens von all dem, was sich an Einstellungen herandrängt.

Aufgabe ist jetzt nicht die Interpretation des Langweiligen als solchen, sondern das Gelangweiltwerden von einem solchen, das Sichlangweilen bei . . . Hier ist zu beachten, daß das Gelangweiltwerden von . . . und das Sichlangweilen bei . . . nicht ohne weiteres zusammenfallen. Zwar scheint es, daß sie beide verursacht sind von einem Langweiligen und nicht etwa zwei verschiedene Stimmungsweisen darstellen, sondern eine und dieselbe: einmal, sofern die Stimmung von der Ursache her gesehen wird, vom aktiv Einwirkenden, und so passiv als Gelangweiltwerden gekennzeichnet wird; das andere Mal aber dieselbe Stimmung, sofern wir sie in uns haben, sofern sie das ist, was jeder in sich findet — als das Sichlangweilen. Und doch ist ein Unterschied zwischen beiden, auf den jetzt schon hingedeutet werden muß und der seiner ganzen Art nach für den weiteren Gang unserer Betrachtung wichtig ist.

Im Gelangweiltwerden von etwas sind wir gerade noch festgehalten von dem Langweiligen, wir lassen es selbst noch nicht los oder sind an es aus irgendwelchen Gründen gezwungen, gebunden, wenn wir uns auch zuvor frei ihm hingegeben haben. Dagegen hat sich im Sichlangweilen bei . . . schon eine gewisse Ablösung vom Langweiligen vollzogen. Das Langweilige ist zwar vorhanden, aber wir sind gelangweilt, ohne daß uns das Langweilige besonders und ausdrücklich langweilt; wir sind gelangweilt — fast so, wie wenn die Langeweile von uns aus käme und wie wenn die Langeweile sich selbst fortspinnt, ohne noch der Verursachung durch und des Gebundenseins an das Langweilige zu bedürfen. Im Gelangweiltwerden von diesem Buch sind wir gleichwohl noch auf das betreffende Ding und gerade dieses konzentriert. Im Sich-

langweilen bei . . . ist die Langeweile nicht mehr festgenagelt auf . . . , sondern sie beginnt bereits eine Ausweitung. Die Langeweile ist dann nicht von diesem bestimmten langweiligen Ding her erwachsen, sondern sie strahlt umgekehrt über die anderen Dinge aus. Sie, die Langeweile selbst, gibt jetzt unserem Dasein über das besondere Langweilige hinaus einen merkwürdigen Horizont. Sie bezieht sich nicht nur auf das bestimmte Langweilende, sondern legt sich über mehreres, anderes: alles wird langweilig.

Was dieser Unterschied in der Stimmung eigentlich ist und was ihm zugrunde liegt, können wir jetzt noch nicht einmal fragen, geschweige denn beantworten, jetzt, wo wir noch nicht einmal ernsthaft geklärt haben, was überhaupt im Gelangweiltwerden und Sichlangweilen als einer Stimmung liegt.

Zu Zwecken dieses Aufweises wollen wir daher zunächst auch den jetzt angedeuteten Unterschied wieder fallenlassen, um die Frage nach ihm später in verschärfter Form aufzunehmen. Das Gemeinsame beider ist, daß wir uns an und bei etwas Bestimmtem, wengleich in verschiedener Weise, langweilen.

§ 23. *Das Gelangweiltwerden und der Zeitvertreib*

Wir betrachten das *Gelangweiltwerden* und das *Sichlangweilen* nicht an sich, sondern diese Langeweile als die, die wir vertreiben, zu vertreiben suchen, und zwar durch einen *Zeitvertreib*, auf den wir nicht so fast von selbst verfallen, ohne daß eine Langeweile sich eingestellt hätte, sondern einen *Zeitvertreib*, der uns eigens aus und gegen eine bestimmte Langeweile in Anspruch nimmt.

a) Zeitvertreib als zeitantreibendes Wegtreiben
der Langeweile

Wir sitzen z. B. auf einem geschmacklosen Bahnhof einer verlorenen Kleinbahn. Der nächste Zug kommt erst in vier Stunden. Die Gegend ist reizlos. Wir haben zwar ein Buch im Rucksack — also lesen? Nein. Oder eine Frage, ein Problem durchdenken? Es geht nicht. Wir lesen die Fahrpläne oder studieren das Verzeichnis der verschiedenen Entfernungen dieser Station zu anderen Orten, die uns gar nicht weiter bekannt sind. Wir sehen auf die Uhr — gerade erst eine Viertelstunde vorbei. Also hinaus auf die Landstraße. Wir laufen hin und her, nur um etwas zu treiben. Aber es hilft nichts. Nun zählen wir die Bäume an der Landstraße, sehen wieder auf die Uhr — gerade fünf Minuten, seit wir sie befragten. Des Hin- und Hergehens überdrüssig, setzen wir uns auf einen Stein, zeichnen allerlei Figuren in den Sand und ertappen uns dabei, daß wir schon wieder nach der Uhr gesehen haben — eine halbe Stunde — und so fort.

Eine alltägliche Situation mit den bekannten banalen, aber ganz spontanen Formen des Zeitvertreibs. Was vertreiben wir uns da eigentlich? Diese Frage ist merkwürdig doppelsinnig. Wie das Wort sagt: Wir vertreiben uns die Zeit. Aber was heißt hier: die Zeit vertreiben? Wir verscheuchen doch nicht die Zeit. Vertreiben heißt hier, sie herumtreiben, sie dazu treiben, antreiben, daß sie herumgeht. Dieses Vertreiben der Zeit ist aber in sich eigentlich ein Vertreiben der Langeweile, wobei Vertreiben jetzt heißt: Weg-treiben, Verscheuchen. Zeitvertreib ist *ein Zeit antreibendes Wegtreiben der Langeweile*.

Was suchen wir da zu verjagen, indem wir die Zeit herumbringen wollen — d. h. *was ist die Zeit?* Im Zeitvertreib verjagen wir nicht die Zeit. Nicht nur deshalb nicht, weil das am Ende überhaupt unmöglich ist, sondern weil die ganze Haltung des Zeitvertreibs — wie wir noch sehen werden — *nicht* eigentlich auf die *Zeit* gerichtet ist, obwohl wir dabei ständig

auf die Uhr sehen. Was wollen wir eigentlich beim ständigen Auf-die-Uhr-Sehen? Wir wollen die Zeit nur vorbei haben. Welche Zeit? Die Zeit bis zur Ankunft des Zuges. Wir sehen ständig auf die Uhr, weil wir auf jenen Zeitpunkt warten. Wir sind des Wartens überdrüssig, wir wollen dieses Wartens ledig sein. Wir verscheuchen die Langeweile. Mithin ist die Langeweile, der dieses Auf-die-Uhr-Sehen entspringt, ein Warten? Keineswegs. Das Sichlangweilen bei etwas ist doch kein Warten auf etwas. In unserem Beispiel ist höchstens das Warten selbst das Langweilige und Langweilende, aber die Langeweile ist nicht selbst ein Warten. Ferner ist nicht jedes Warten notwendig langweilig. Im Gegenteil, ein Warten kann voller Spannung sein. Es hat dann für die Langeweile gar keinen Platz. Schon glaubten wir, der Langeweile im Zeitvertreib auf der Spur zu sein, und wiederum ist sie verschwunden.

Inwiefern ist nun aber in unserem Beispiel das *Warten langweilig*? Was macht seine Langweiligkeit aus? Vielleicht, weil es ein Wartenmüssen ist, d. h. weil wir in eine bestimmte Lage gezwungen, eingezwängt sind. Deshalb werden wir ungeduldig. So ist das, was uns eigentlich bedrängt, mehr diese Ungeduld. Wir wollen aus der Ungeduld heraus. Also ist die Langeweile diese Ungeduld? Ist somit die Langeweile kein Warten, aber dieses Ungeduldigsein, nicht Wartenwollen und -können und daher ein Mißgelauntsein? Aber ist die Langeweile wirklich eine Mißstimmung oder gar eine Ungeduld? Gewiß kann Ungeduld im Zusammenhang der Langeweile entstehen. Doch ist sie weder identisch mit dieser noch auch eine Eigenschaft dieser. Es gibt weder eine geduldige noch eine ungeduldige Langeweile. Die Ungeduld betrifft vielmehr die Art und Weise, wie wir der Langeweile Herr werden wollen und oft nicht Herr werden können. Der Zeitvertreib hat diesen eigentümlichen Charakter einer flatternden Unruhe, die diese Ungeduld mit sich bringt. Denn beim Gelangweiltwerden ist es so, daß die Unruhe uns während des Wartenmüs-

sens nichts finden läßt, was uns fesseln, ausfüllen und zur Geduld bringen könnte.

Das Sichlangweilen ist weder ein Warten noch ein Ungeduldigein. Dieses Wartenmüssen und die Ungeduld können dabei vorkommen und die Langeweile umlagern, aber sie sind niemals diese selbst.

Bevor wir in unserer Auslegung der Langeweile fortfahren, vergegenwärtigen wir uns noch einmal die bisher vollzogenen Schritte. Wir haben eine vorläufige Betrachtung der Langeweile von verschiedenen Seiten her durchgeführt. Diese Überlegungen haben uns dazu gebracht, zu sehen: 1. daß eine Auslegung der Langeweile offenbar notwendig ist; denn die Langeweile ist uns zwar bekannt, aber doch nicht eigentlich vertraut. Ja, das Wesen dieser Stimmung ist uns bei näherem Zusehen ganz unfaßlich, es verschwindet. 2. ergab sich, daß, wenn wir eine solche Auslegung der Langeweile versuchen, es zunächst gar nicht klar ist, *wo* wir ansetzen sollen, in welcher Richtung wir fragen und die Interpretation führen sollen, *wie* wir dieses Bekannte zum Thema machen sollen. Zwar könnte uns eine allgemeine methodische Maxime den Leitfaden geben, wonach alle Untersuchung darauf zu sehen hat, den Gegenstand unter die besten Bedingungen der Beobachtbarkeit zu bringen. Wir sahen aber bald, daß diese scheinbar ganz allgemeine und selbstverständliche Maxime nur eine bestimmte Anwendung innerhalb der Wissenschaft ist, eine Anwendung, die auf ein Grundverhältnis zwischen Sein und Wahrheit zurückgeht, und daß deshalb diese allgemeine Anweisung uns solange nichts zu sagen hat, als nicht klar ist, in welcher Art das ist, was wir untersuchen, diese Stimmung, und welche Wahrheit ihr zugehört; ob dieses Verhältnis und die Art, wie die Stimmung ist, je diesen Charakter hat, daß derselbe zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung gemacht werden kann. Es ergab sich dann auch bald, daß diese Maxime uns nicht nur nichts sagt, sondern uns im Grunde irreleitet, daß sie uns, wenn wir ihr folgen, dazu verführt, in

einer scheinbar berechtigten, aber im Grunde übertriebenen und verfehlten Exaktheit ein solches Erlebnis, genannt *Langeweile*, vor uns zu bringen als beobachtbares Objekt. Vielmehr kommt es darauf an, die *Langeweile* darin zu sehen, *wie sie langweilt*, und in dem, wie sie uns beschäftigt, zu fassen. Sie *zeigt sich* immer so, daß wir uns auch schon *gegen* sie wenden. Wir müssen von vornherein die *Langeweile*, wenn wir sie zum Gegenstand machen — falls wir so sagen dürfen —, als etwas aufkommen lassen, wogegen wir uns wenden, nicht in einer beliebigen Art, sondern in dieser eigentümlichen — roh gesprochen — Reaktion, die durch die aufkommende *Langeweile* von selbst hervorgerufen wird und die wir *Zeitvertreib* nennen. Wir müssen uns diese eigentümliche *Einheit* einer *Langeweile* und eines *Zeitvertreibes*, in dem sich eine Auseinandersetzung mit der *Langeweile* irgendwie vollzieht, nahebringen. Zuletzt ergab es sich, daß wir damit das Feld der Betrachtung über ein isoliertes Erlebnis hinaus erweitert haben zur *Einheit* mit dem *Zeitvertreib*. Wir sahen aber — was sich später noch deutlicher herausstellen wird — daß, obwohl wir uns auch einen *Zeitvertreib* exemplarisch vergegenwärtigen, dieser uns unmittelbar näher ist und wir uns in ihm ständig aufhalten, und daß es gerade darauf ankommt, uns in diese Unmittelbarkeit des alltäglichen Verhaltens zurückzusetzen, heraus aus allen Theorien und methodischen Anstrengungen, die notwendig erscheinen. Daß wir damit gleichwohl nicht willkürlich verfahren können, muß die Betrachtung zeigen. In den *Zeitvertreib* retten wir uns gegen die *Langeweile*. Zu diesem Zwecke haben wir uns eine beliebige langweilige Situation durch eine einfache Schilderung gegeben. Wir setzen beim *Zeitvertreib* an und fragen zunächst, was da eigentlich vertrieben wird. Vertrieben wird nicht die *Zeit*, obwohl das auch einen gewissen Sinn hat, wie wir sehen werden. Die *Langeweile* wird vertrieben oder getrieben in der Weise, daß wir die *Zeit* in gewissem Sinne antreiben. Wenn wir sagen, der *Zeitvertreib* ist *zeitantreibendes Wegtreiben der Langeweile*,

so scheint das eine sehr exakte Definition des *Zeitvertreibes* zu sein. Aber bei näherer Betrachtung sehen wir, daß diese Definition nicht richtig ist. Denn in diesem Zeitantreiben und Wegtreiben der Langeweile ist schon etwas über die *Langeweile* gesagt, nämlich dieses Moment des Zeitantreibens, Herumtreibens. Wir können schon nicht mehr sagen, daß wir darin die Langeweile wegtreiben. Mit anderen Worten, wir dürfen bei dieser Definition, wenn wir sie so formal nehmen, nicht mehr von der Langeweile selbst sprechen. Das nur nebenbei, damit Sie sich nicht auf diese Definition versteifen. Wichtiger ist die konkrete Frage: Was heißt das alles? Ich habe zuletzt darauf hingewiesen, was uns in dieser langweiligen Situation *bedrängt*. Es ist das eigentümliche *Warten*, über das wir hinwegkommen wollen, so daß sich nahelegt, ob vielleicht dieses Warten die Langeweile sei. Es ergab sich zuletzt: Warten und Langeweile sind nicht identisch, sondern das Warten kann selbst den Charakter der Langweiligkeit haben, muß es aber nicht.

b) Der Zeitvertreib und das Auf-die-Uhr-sehen.
 Das Gelangweiltwerden als lähmende Betroffenheit
 vom zögernden Zeitverlauf

Merkwürdig: Wir erfahren so vielerlei, und gerade sie, die Langeweile selbst, bekommen wir nicht zu fassen — fast als suchten wir noch nach etwas, was es gar nicht gibt. Sie ist all das Vermeinte *nicht*. Sie entschwindet und zerflattert. Und doch — dieses ungeduldige Warten, das Hin- und Herlaufen, *Bäume Zählen* und alle sonstigen ausgefallenen Beschäftigungen bezeugen gerade, daß sie da ist. Wir bestätigen und bekräftigen dieses Zeugnis und sagen, daß wir *fast umkommen vor Langeweile*. Vielleicht gegen unsere Absicht und gegen unseren Willen verraten wir mit dieser Rede ein Geheimnis: daß am Ende die Langeweile *an die Wurzeln des Daseins*

greift, d. h. in seinem eigensten Grunde west. Oder ist das mehr nur eine übertriebene und übertreibende Phrase, wenn wir von einer verzehrenden, tödlichen Langeweile reden? Wieviel in solchen Reden bei bestimmten Gelegenheiten Phrase und Gewohnheit sein mag, bleibt dahingestellt. Jedenfalls sind diese Ausdrücke nicht zufällig. Die Langeweile ist da, ist etwas Eigenes und ist gleichwohl immer umlagert mit diesen Außenwerken, an denen wir bei unseren ständigen Betrachtungen immer wieder hängen bleiben.

So hilft es uns am Ende auch nicht weiter, wenn wir vom Zeitvertreib aus auf die Langeweile zugehen, um zu sehen, wogegen wir im Zeitvertreib ankämpfen. Oder vielleicht haben wir uns noch nicht genug in diesen versetzt und uns immer wieder vorschnell ablenken lassen durch solches, was die Langeweile am Ende sein könnte — Ungeduld, Warten, was uns suggeriert, als sei es vielleicht das Gesuchte. Warum das? Das Phänomen ist vielfältig. Was brauchen wir? Wir brauchen einen sicheren Leitfaden, ein *festes Richtmaß*. Wenn wir wieder von der allgemeinen Charakteristik ausgehen, Langeweile, und gegen sie dieser Zeitvertreib, wird uns jetzt noch deutlicher: In der Langeweile handelt es sich um eine Weile, ein Verweilen, um ein eigentümliches Bleiben, Dauern. Also doch um die Zeit. Und dagegen Zeitvertreib. Bei diesem selbst sehen wir das eigentümliche Verhalten, daß wir fortgesetzt die Uhr herausziehen, die Uhr, mit der wir die Zeit messen. So ist das Entscheidende im Zeitvertreib ebenso wie in dem, *was* er verscheucht, der Langeweile, doch die *Zeit*. Der Zeitvertreib ist also ein zeitantreibendes Verkürzen der Zeit, die lang werden will, mithin ein Eingriff in die Zeit als *Auseinandersetzung mit der Zeit*. Wir müssen daher hier einsetzen und fragen, was da mit der Zeit vor sich geht, wie wir uns zur Zeit verhalten und dergleichen.

Wenn wir schon durch den Zeitvertreib hindurch das in ihm Verscheuchte, die Langeweile, zu Gesicht bekommen wollen. werden wir gut tun, innerhalb des Zeitvertreibs jenes Gesche-

hen ins Auge zu fassen, das wir schon mehrfach erwähnten: dieses fortgesetzte *Auf-die-Uhr-Sehen*.

Dabei bleibt aber wohl zu beachten: Dieses Auf-die-Uhr-Sehen ist selbst nicht der Zeitvertreib. Es steht nicht auf derselben Linie mit dem Abzählen der Bäume oder dem Hin- und Herlaufen. Es ist nicht ein Mittel und Weg des Zeitvertreibs, sondern nur das Zeichen dafür, daß wir uns die Zeit vertreiben wollen, genauer, daß dieser Zeitvertreib uns nicht recht gelingen will, daß uns die Langeweile immer noch und immer mehr quält. Das Auf-die-Uhr-Sehen ist die selbst hilflose Bekundung des Mißlingens des Zeitvertreibens und damit des *wachsenden Gelangweiltwerdens*. Deshalb sehen wir immer wieder auf die Uhr — was aber doch keine rein mechanische Bewegung ist. Um *was* festzustellen? Nur, wieviel Uhr es überhaupt ist? Nein, das interessiert uns gar nicht an sich, sondern wir wollen feststellen, wie lang noch die Zeit ist bis zum Abgang des Zuges, ob die Zeit bis zur Ankunft des Zuges bald um ist, d. h. ob wir immer noch und weiterhin gegen die aufkommende Langeweile durch dieses merkwürdig zielarme und erfolglose Herumbringen der Zeit ankämpfen müssen. Nicht darum geht es, die Zeit einfach zu verbringen, sondern sie herumbzubringen, sie dazu zu bringen, daß sie *schneller* vergeht. Also geht sie *langsam*. Demnach ist das Sichlangweilen ein Erfassen, daß die Zeit langsam geht? Doch in der Langeweile stellen wir nichts fest, erfassen auch nichts, machen nicht die Zeit zum Gegenstand der Betrachtung. Im Gegenteil, in ihr *fesselt* uns gerade — nichts. Auch nicht die Zeit, die Langsamkeit der Zeit. Und woher stammt diese? Worin besteht diese Langsamkeit? Weil die Zeit *zu lang* ist? Kommt diese Langeweile darum, weil wir vier Stunden warten müssen? Aber langweilen wir uns nicht auch bei etwas, was vielleicht nur eine Viertelstunde dauert? Wir langweilen uns vielleicht gar nicht bei einem Fest, das eine ganze Nacht sich hindurchzieht. Also spielt die Länge der Zeit keine Rolle, nicht, weil die Zeit zu lang, d. h. die meßbare Zeitstrecke, die wir mit

der Uhr objektiv abstecken, zu groß ist, — nicht, weil der Gang der Zeit langsam, sondern weil er zu langsam ist. Wir wehren uns *gegen* den sich verlangsamenden und uns zu langsamen Gang der Zeit, der uns in der Langeweile *hinhält*, gegen dieses eigentümliche Zaudern und Zögern der Zeit. Dieses Zaudern und Zögern der Zeit hat dieses Lastende und Lähmende.

Aber soll sie denn schneller gehen? Und wie schnell? Welche Geschwindigkeit soll denn die Zeit haben? Hat sie denn überhaupt eine Geschwindigkeit? Die Zeit geht offenbar ihren gleichmäßigen Gang, rollt ab fast wie ein gleichmäßiger Pulsschlag eines unantastbaren Ungeheuers: in jeder Minute ihre sechzig Sekunden und in jeder Stunde deren sechzig Minuten. Aber besteht die Zeit aus Stunden, Minuten und Sekunden? Oder sind das nicht nur Maße, in denen *wir* sie einfangen, wir, weil wir uns als Erdbewohner auf diesem Planeten in bestimmter Beziehung zur Sonne bewegen? Brauchen wir nur zum Zwecke des Messens der Zeit diese Maße und eine dazu gehörige Gleichmäßigkeit? Können wir denn sagen, wie schnell bzw. langsam die Zeit selbst geht, ob sie überhaupt eine Geschwindigkeit hat und einen Wechsel derselben zuläßt? Hat die Zeit wirklich ihren unbeirrbaren, gleichmäßigen Gang? Oder ist sie nicht eher ein höchst launisches Wesen? Gibt es nicht Stunden, die sind wie ein Augenblick? Gibt es nicht Minuten, die sind wie eine Ewigkeit? Kommt uns das nur so vor, oder ist es wirklich so, daß die Zeit bald kurz, bald lang ist, bald flüchtig, bald schleichend und nie gleichmäßig? Ist es wirklich so? Oder ist es wirklich so, wie die Uhr die Zeit uns zeigt, täglich und stündlich uns aufdrängt? Oder wird uns da nur von einem vielleicht unentbehrlichen Meßinstrument etwas vorgetäuscht, eingeredet: die berechenbare Zeit, gegenüber der jene unberechenbare zu einem Schein herabsinkt, bloß subjektiv ist, wie die banale Klugheit zu berichten weiß? Bloß subjektive und nicht eigentliche wirkliche Zeit ist gerade jene, die in der höchsten Seligkeit so flüchtig wie ein Aufblick

eines tiefen Auges ist, in der tiefsten Not so lastend-beharrend wie ein träg sich hinschleppender, fast zum Stehen gekommener Strom. Was ist hier Wirklichkeit, und wo beginnt der Schein? Oder dürfen wir überhaupt nicht so fragen? Wir sehen schon, mit dieser scheinbar trivialen Feststellung, daß in der Langeweile die Zeit zu langsam geht, sind wir schon in die größte Dunkelheit und Schwierigkeit hineingeraten.

Wie immer es damit stehen mag, vom Zeitvertreib aus gesehen und dessen eigenster Absicht zufolge können wir sagen: Im Zeitvertreib handelt es sich um ein *Herumbringenwollen des Zauderns der Zeit*. Langsamsein und Zögern ist nicht dasselbe; was zögert, ist zwar notwendig in gewissem Sinne langsam — aber nicht jedes Langsame braucht zu zögern. Die zögernde Zeit soll angetrieben werden, schneller zu gehen, damit sie uns nicht mit ihrer Lahmheit selbst lähmt, damit die Langeweile verschwindet. Für unser *leitendes Problem*, was das *Gelangweiltwerden* eigentlich sei, ergibt sich dann: Das *Gelangweiltwerden* ist eine eigentümliche *lähmende Betroffenheit vom zögernden Zeitverlauf und der Zeit überhaupt*, eine Betroffenheit, die uns in ihrer Weise bedrängt. So müssen wir weiter erkunden, *wie* uns da im *Gelangweiltwerden* die Zeit bedrängt. Die Zeit — aber wir sahen gerade beim Versuch, die Langsamkeit, das Zögern der Zeit zu fassen, daß uns überhaupt die Zeit rätselhaft geworden ist. Dunkel ist jetzt nicht nur *das Verhältnis zur Zeit im Gelangweiltwerden*, sondern *die Zeit selbst*. Was soll das heißen: Das *Gelangweiltwerden* ist eine lähmende Betroffenheit von der Zeit, vom zögernden Zeitverlauf? Sind wir denn nur in der Langeweile von der Zeit betroffen? Sind wir denn nicht ständig an die Zeit gebunden, von der Zeit gedrängt und bedrängt, auch dann, wenn wir glauben und sagen, wir verfügten ganz über unsere Zeit?

Diese Zeitbetroffenheit in der Langeweile ist aber offensichtlich ein *eigentümliches Andrängen der Macht der Zeit*, an die wir gebunden sind. Darin liegt: Die Zeit kann uns bald so, bald so bedrängen bzw. in Ruhe lassen. Am Ende

hängt das mit ihrer eigenen Wandlungsfähigkeit zusammen. Das *Gelangweiltwerden* und die *Langeweile* überhaupt ist dann offenbar ganz *in diesem rätselhaften Wesen der Zeit verwurzelt*. Mehr noch – wenn die *Langeweile* eine Stimmung ist, dann hat die *Zeit* und die *Art*, wie sie als *Zeit* ist, d. h. *sich zeitigt*, einen eigentümlichen Anteil an der Gestimmtheit des *Da-seins* überhaupt.

Immer mehr sind wir versucht, das ganze Problem der *Langeweile* einfach auf das *Zeitproblem* zu stellen. Und doch dürfen wir dieser Versuchung nicht nachgeben, wenngleich eine gewisse Vereinfachung der Betrachtung dadurch zu erzielen wäre. Wir müssen dabeibleiben bei der *Langeweile*, um gerade *durch ihr Wesen hindurch einen Blick in das verborgene Wesen der Zeit* und damit in den Zusammenhang beider zu tun.

c) Die Hingehaltenheit durch die zögernde Zeit

Demnach kehren wir erneut zu unserer Fragestellung und Fragehaltung zurück. Wir versuchen, *das Gelangweiltwerden vom Zeitvertreib her, als dessen Wogegen, sehen zu lassen*. Der *Zeitvertreib* ist ein Angehen gegen das *Zögern der Zeit*, das uns bedrängt. Doch ebenso klar ist, daß wir beim Antreiben der *Zeit*, damit sie herumgeht, nicht *auf die Zeit gerichtet* sind. Im *Zeitvertreib* sind wir nicht eigens mit der *Zeit* beschäftigt. Wir sehen auch gar nicht, wie das möglich sein sollte. Wir starren doch nicht auf die fließenden Sekunden, um sie anzutreiben. Im Gegenteil, wenngleich wir oft auf die *Uhr* sehen, so sehen wir doch auch gerade ebenso schnell wieder weg. Wohin? Auf nichts Bestimmtes. Doch wie das? Wir sehen auf nichts Bestimmtes, weil sich ein solches nicht bietet. Die innere Not des *Gelangweiltwerdens* ist es ja gerade, daß wir solch Bestimmtes nicht finden. Wir suchen es gerade. Aber wir suchen solches, was uns irgendwie ab-lenkt. Ablenkt wovon? Von der Bedrängnis durch die zögernde *Zeit*. Wir suchen

einen Zeitvertreib, d. h. nicht und gerade nicht eine Beschäftigung mit der Zeit, ein Nachhängen der Zeit, ein ihr Nachsinnen. Zeitvertreib — das sagt merkwürdigerweise: eine Beschäftigung, die uns von der zögernden Zeit und ihrem Bedrängnis ablenkt.

Was ist dieses Bedrängen? Es ist nicht ein Eindringen der Zeit auf uns, nicht ein plötzliches Rasen der Zeit, sondern ein *Bedrängen eigener Art* — das Zögern des Zeitverlaufs. Aber etwas Zögerndes hält sich doch gerade fern und zurück und bedrängt doch nicht. Wie soll es das? Wir sprechen daher von einem Bedrängen eigener Art. Wir fanden es doch auch schon auf dem ersten Weg. Wir kennen es schon. Wir haben es gefunden am Langweiligen selbst, das uns langweilt: das *Hinhaltende*. Aber wie soll ein Hinhalten bedrängen? Wenn wir hingehalten werden, dann bekommen wir doch gerade Spielraum; es öffnet sich vor uns etwas; es ist gar nichts da, was bedrängen könnte. Aber gerade dies ist es: Im Gelangweiltwerden sind wir hingehalten, und zwar durch die zögernde Zeit. Wohin sind wir denn gehalten? Wo hält die Zeit uns hin und wobei sind wir aufgehalten? Wir gewinnen die Antwort auf diese Frage, wenn wir darauf achten, *wohin* wir durch den Zeitvertreib kommen wollen. Denn dieser verrät uns, von wo wir weg wollen, und das ist gerade das, wohin uns die langsame Zeit hinhält. Im Zeitvertreib suchen wir eine Beschäftigung, etwas, wobei wir uns aufhalten können. Was geschieht dabei? Geht dann die Zeit schneller, wenn wir solches gefunden haben? Inwiefern geht sie dann schneller? Beobachten wir denn bei der Beschäftigung, die wir als Zeitvertreib gefunden haben, den Gang der Zeit? Stellen wir fest, daß sie schneller geht? Nein. Wir sind ja gar nicht — das ist das Charakteristische — auf die Zeit bezogen. Die Zeit geht schneller, weil ihr Zögern nicht mehr da ist. Dieses ist geschwunden, weil wir in gewisser Weise überhaupt die Zeit vergessen. Die Zeit kann jetzt gar nicht zu lang verweilen, weil sie überhaupt nicht verweilen kann. Wohin haben wir die Zeit vertrieben,

wenn wir sie vergessen haben? Darauf haben wir noch keine Antwort. Warum finden wir auf diese Frage keine Antwort? Wir haben nicht gesagt, *welche* Zeit wir da vertreiben. Wir vertreiben nicht einfach die Zeit überhaupt. Ferner sahen wir, daß es in gewissen Grenzen belanglos bleibt, wie groß die Zeitstrecke ist. Aber doch handelt es sich um eine *bestimmte* Zeit, und zwar um diese Zwischenzeit bis zum Abgang des Zuges. Die *Hingehaltenheit* geschieht nicht durch irgendeinen Zeitverlauf, sondern durch diese bestimmte zögernde Zwischenzeit zwischen unserer Ankunft und dem Abgang des Zuges. Sie hält uns hin, und dabei hält sie uns auf. Aber *wohin* hält sie uns, und *wobei* hält sie uns auf? Sie fesselt uns doch nicht an sich. Wir sind hingehalten von der faktischen Zeit und doch nicht auf sie bezogen. Könnten wir nicht froh sein, daß sie uns ›aufhält‹? Wir suchen doch gerade etwas, womit wir beschäftigt sein können.

Wir sind oben zur Eïnsicht gekommen, daß die *Langeweile* sowohl – *Weilen, Dauern, Zögern* – als auch der auf sie bezogene *Zeitvertreib* mit der *Zeit* zu tun haben. Demzufolge haben wir mit Absicht jetzt den *Zeitvertreib* in *der* Richtung verfolgt, daß wir sehen, wie wir in ihm versuchen, die *Zeit* umzutreiben, d. h. den uns bedrängenden *zögernden* Zeitverlauf einer Zwischenzeit zu beseitigen. Der zögernde Zeitverlauf ergab sich als das Hinhaltende. *Gelangweiltwerden* ist demnach eine *Hingehaltenheit durch den zögernden zwischenzeitigen Zeitverlauf*. Doch sehen wir noch gar nicht durch, was da eigentlich geschieht, wie die *Zeit* überhaupt sich zu uns verhält, daß sie als zögernde uns so hinhalten kann; und weiter, wie die *Zeit* überhaupt uns zu Gebote steht, daß wir versuchen können, ihr *Zögern* zu beschleunigen bzw. zu beseitigen. Denn offenbar handelt es sich nicht um eine bloße *Zeitschätzung*, die rein subjektiv wäre.

Es fragt sich nun, ob wir durch eine weiterdringende Interpretation des Hingehaltenseins von der zögernden *Zeit* den vollen Wesensbestand dieser bestimmten Form der *Langeweile*

in den Blick bekommen können. Wir lassen dabei mit Rücksicht auf das allgemein über die Zeit Gesagte noch ganz offen, wie weit es uns gelingt, dieses eigentliche und merkwürdige Rätsel über die Zeit, ihre Geschwindigkeit und dergleichen zu lösen, sondern bleiben jetzt innerhalb dieser bestimmten Form der Langeweile: des Gelangweiltwerdens von ... Wir versuchen deutlicher zu machen, *wie* dieses Zögern der Zeit uns *hinhält*, bzw. wie dadurch dieses Gelangweiltwerden möglich wird.

- d) Die Leergelassenheit von den sich versagenden Dingen und der Einblick in den möglichen Zusammenhang mit der Hingehaltenheit von der zögernden Zeit

So wenig wir vollends bestreiten werden, daß diese Hingehaltenheit zum Gelangweiltwerden gehört, so gewiß werden wir darauf bestehen, daß die Hingehaltenheit nicht allein die Langeweile ausmacht. Denn im Zeitvertreib suchen wir uns zugleich in eine Beschäftigung zu bringen. Aber wie das? Etwa so, wie wenn wir uns trotz eines schönen Pulverschnees auf dem Feldberg an unsere Arbeit zwingen? Nein, im Zeitvertreib *suchen* wir die Beschäftigung; freilich auch wieder nicht so, wie wenn in einem Hüttenbetrieb der eine Holz hackt und der andere die Milch holt und wir dann, um auch etwas mitzuhelfen, Wasser schleppen. An der im Zeitvertreib gesuchten Beschäftigung interessiert uns nicht das, womit wir beschäftigt sind, noch gar, daß dabei etwas herauskommt und daß wir damit anderen nützen. Uns interessiert weder der Gegenstand noch das Ergebnis der Beschäftigung, sondern das *Beschäftigtsein als solches* und nur dieses. Wir suchen irgendein Beschäftigtsein. Warum? Nur, um nicht in die mit der Langeweile aufkommende *Leergelassenheit* zu fallen. Also wollen wir *dieser* entgehen und nicht der Hingehaltenheit? Also ist die *Leergelassenheit* das Wesentliche in der Langeweile? Das ist doch etwas anderes als die Hingehaltenheit und gehört doch wie diese zum Gelangweiltwerden.

Aber was ist diese Leergelassenheit? *Was* ist da leer gelassen? In welchem Sinne? Wir suchen die Leergelassenheit durch ein Beschäftigtsein mit etwas zu beseitigen. Solches Beschäftigtsein mit etwas ist eine bestimmte Art und Weise, wie wir mit den Dingen z. B. *umgehen*. Hier ist Verschiedenes möglich: Wir lassen sie liegen wie sie sind oder bearbeiten sie, stellen sie zurecht oder schreiben damit. Das Beschäftigtsein bringt in unseren Umgang mit den Dingen eine gewisse Mannigfaltigkeit, Richtung, Fülle. Aber nicht nur das, wir sind von den Dingen *hingenommen*, wenn nicht gar an sie *verloren*, oft sogar durch sie *benommen*. Unser Tun und Lassen *geht in etwas auf*. Wenn wir uns solches beschaffen, was uns beschäftigt, dann haben wir kaum mehr Zeit für anderes. Wir sind ganz bei diesem und so, daß selbst und gerade die Zeit, die wir darauf verwenden und daran verschwenden, gar nicht mehr da ist, sondern allein nur das vorhanden ist, was uns ausfüllt. *Leergelassenheit* bzw. *Ausgefülltheit* betrifft den *Umgang* mit Dingen. Die Leergelassenheit ist beseitigt, wenn Dinge zur Verfügung, vorhanden sind.

Aber erinnern wir uns doch an die beispielsweise geschilderte langweilige Situation. Sind da nicht etwa Dinge vorhanden — der Bahnhof, der Fahrplan, die Landstraße, die Bäume und zuvor und überhaupt die ganze Gegend, worin wir nur wenig kennen, innerhalb derer wir tagelang Dinge feststellen können? Gleichwohl langweilen wir uns, d. h. wir sind leergelassen. Dieses Leergelassensein kann demnach nicht heißen, daß wir in der Langeweile so verwandelt sind, daß gleichsam alle Dinge schlechthin verschwinden, so daß wir nichts mehr vor uns und um uns haben. Das ist gar nicht möglich. Sofern wir eben faktisch existieren, *da sind*, sind wir inmitten von anderem Seienden versetzt. Diese seienden Dinge sind für uns — in welchem Umfang und in welcher Durchsichtigkeit auch immer — doch jederzeit vorhanden. Daß nichts mehr vorhanden ist und alle Dinge uns entgleiten, wie soll das zugehen? Doch vielleicht gibt es Weisen unseres Daseins, in denen dergleichen

möglich ist. Aber in der Langeweile trifft das nicht zu. Es kann nicht zutreffen. Denn wie sollen wir von *etwas* gelangweilt werden, d. h. leergelassen sein von *etwas*, wenn gar nichts vorhanden ist? Das Langweilige muß doch gerade vorhanden sein, um uns zu langweilen, d. h. leerzulassen. Im Leergelassenwerden werden uns die Dinge doch nicht weggetragen oder vernichtet. Wer soll dieses Geschäft auch besorgen? Wir gewiß nicht, die wir in der Langeweile und vor lauter Langeweile gerade erst nach einem Beschäftigtsein suchen. Obgleich die Dinge vorhanden sind, lassen sie uns leer. Wir müssen sogar sagen, gerade weil sie vorhanden sind, lassen sie uns leer.

Doch — langweilen wir uns deshalb, weil da ein Bahnhof mit Fahrplänen vorhanden ist und davor entlanglaufend eine Straße und zu deren beiden Seiten Baumreihen? Offenbar nicht, denn dann müßten wir überall und ständig gelangweilt werden, weil überall und ständig uns Dinge begegnen. Also nicht, weil diese Dinge überhaupt vorhanden sind, sondern weil sie gerade *so und so* vorhanden sind, langweilen sie uns. Wie denn? Was ist denn mit ihnen? Sie tun uns doch gar nichts an, *lassen uns völlig in Ruhe*. Allerdings — und gerade das ist es, weshalb sie uns langweilen.

Doch was sollen diese Dinge denn anderes, als in Ruhe dem zu genügen, was sie selbst sind? Wir verlangen doch auch nichts anderes von ihnen, weder sonst noch in der Langeweile. Können die Bäume draußen, die wir in der Langeweile durchzählen, anderes als an der Straße stehen und in den Himmel wachsen? *Was geschieht* denn plötzlich, daß all diese Dinge uns langweilen, daß *aus ihnen her* uns eine Langeweile befällt? Wir können jetzt nicht wieder sagen: sie langweilen uns, weil sie uns leerlassen, sondern die Frage ist: *Was heißt Leerlassen, Leergelassenwerden?* Leerlassen heißt keineswegs: Abwesend-, Nichtvorhandensein, sondern die Dinge müssen vorhanden sein, um uns leer zu lassen. Also Vorhandensein? Aber das Vorhandensein ist auch nicht leerlassend. Nicht das Vorhandene überhaupt, sondern dieses. Welches dieses? Die Din-

ge, die zur Umwelt der geschilderten *langweiligen Situation* gehören. Langweilig ist ein Ding, das zu einer langweiligen Situation gehört. Eine musterhafte Erklärung! Wir sagten, die Dinge ließen uns in Ruhe, und dieses uns In-Ruhe-Lassen ist das Leerlassen, das von den Dingen ausgeht. Mithin ist das *Gelangweiltwerden* dieses *In-Ruhe-gelassen-werden*. Aber wenn wir von etwas in Ruhe gelassen werden, werden wir dann durch dieses ohne weiteres auch schon gelangweilt? Ist es nicht umgekehrt, daß jemand, der uns gar nicht in Ruhe läßt und uns ständig nachläuft, uns schließlich langweilig und überdrüssig wird? Die Dinge lassen uns in Ruhe, stören uns nicht. Aber sie helfen uns auch nicht, sie ziehen unser Verhalten nicht auf sich. Sie *überlassen uns uns selbst*. Deshalb, weil sie nichts zu bieten haben, lassen sie uns leer. Leerlassen heißt, als *Vorhandenes nichts bieten*. Leergelassenheit meint: vom Vorhandenen nichts geboten bekommen.

1 Aber was soll der kümmerliche und verlassene Bahnhof uns bieten, mehr bieten als das, was er als dieses öffentliche Gebäude soll — Fahrkarten zugänglich machen und Unterstand und Aufenthalt gewähren? Gerade das bietet er doch. Gerade das verlangen wir ja auch von ihm, da wir auf einer Wanderung oder Reise begriffen sind. Das ist der *einzig rechtmäßige Gebrauch*, den wir von ihm machen können — der Anspruch, den er von uns selbst verlangt. Wie können wir sagen, er bietet nichts? Wie soll er uns da leerlassen, d. h. langweilen? Oder gelangweilt uns der Bahnhof, gerade weil er uns das bietet, was wir von ihm erwarten, und dabei doch nicht bietet, so daß wir auf die Straße hinaus flüchten? Denn was erwarten wir vom Bahnhof? Daß er überhaupt ein Bahnhof sei? Nein — sondern daß wir ihn als Bahnhof benützen können, d. h. daß wir auf diesem Bahnhof sofort einsteigen und möglichst schnell wegfahren können. Er ist gerade ein rechter Bahnhof, wenn er uns zu keinem Aufenthalt zwingt. Der vorhandene Bahnhof versagt sich uns als Bahnhof und läßt uns leer, weil der ihm zugehörige Zug noch nicht kommt, so daß die Zeit bis dahin so

lang, so zögernd ist. Er bietet also noch nicht das, was er eigentlich soll. Dazu muß er aber gerade ein Bahnhof sein und als solcher vorhanden sein, um uns warten lassen zu können. Denn wozu hat er einen Wartesaal?

Allein — so möchte man einwenden — daß der Bahnhof das nicht bietet, nämlich die sofortige aufenthaltslose Möglichkeit des Wegfahrens, daß er sich uns in dieser Weise versagt, daran ist doch nicht der arme Bahnhof schuld, sondern nur wir selbst, die wir zu früh angekommen sind, weil wir uns im Fahrplan versehen haben. Das mag richtig sein. Aber wir fragen ja nicht danach, was die Langeweile verursacht und verschuldet, sondern worin das Wesen des Langweilenden als solchen und des Gelangweiltwerdens von etwas besteht, ganz abgesehen davon, wie es jeweils faktisch verursacht sein mag. Mögen wir schuld daran sein, daß wir zu früh kamen, und mag die Reichsbahn es verursacht haben, daß da so wenig Züge verkehren, das gibt uns keinen Aufschluß darüber, was es heißt, der Bahnhof langweilt uns. Wir fragen nur: Was ist das an ihm als Langweiligem, wodurch er uns langweilt? Wir fragen nicht: Aus welchen Ursachen ist gerade diese Langeweile entstanden?

Auf unsere Frage haben wir nun doch eine Antwort bekommen, und zwar durch die nähere Charakteristik der Leergelassenheit. Das Vorhandene (der Bahnhof) bietet nicht das, was wir von ihm in der bestimmten Situation erwarten. Der Bahnhof erfüllt demnach nicht die an ihn gestellte Erwartung. Wir nennen das: er enttäuscht uns. Aber Enttäuschtwerden heißt doch nicht Gelangweiltwerden. Das leerlassende Nichts-Bieten ist kein Enttäuschen. Wo wir enttäuscht werden, da haben wir nichts mehr zu suchen und ziehen uns zurück. Aber hier bleiben wir ja gerade, nicht nur das, sondern wir sind *hingehalten*. Gleichwohl versagt sich uns jetzt nicht nur der Bahnhof, sondern erst recht auch seine *Umgebung*, und mit dieser *im Ganzen* zeigt sich nun vollends der Bahnhof als dieser sich versagende.

Zwar sehen wir noch nicht klar, was da eigentlich geschieht, wenn der langweilende Bahnhof seine Umgebung mit dazu bringt, daß sie uns langweilt. In jedem Falle ergibt sich: Das Leerlassen als Sichversagen setzt zwar *Vorhandenes* voraus, aber dieses muß gerade ein *bestimmtes* und auf eine bestimmte Situation *erwartetes* sein, damit wir *von etwas leergelassen werden können*, im Sinne des *Gelangweiltwerdens von ...*

Der Bahnhof an sich ist nicht langweilig. Aber was heißt das: an sich? So gibt es also nichts an sich Langweiliges? Oder doch — gibt es nicht an sich Langweiliges, dazu gerade die Bahnhöfe gehören? Ist nicht jeder Bahnhof langweilig, obwohl ständig Züge ein- und ausfahren und die Menschenmenge sich drängt? Vielleicht sind nicht nur alle Bahnhöfe langweilig für uns, obwohl ständig Züge ein- und ausgehen, die Menschen mit sich bringen, es ist noch ein eigentümliches Mehr in diesen Bahnhöfen, das jeder erfährt, der in Großstädten an Hinterhäusern vorbeifährt. Man könnte sagen, das ist für uns so, ein Bauer vom Schwarzwald wird sein größtes Vergnügen dabei haben, also ist das mit der Langeweile Geschmacksache. Ob wir das auf den Geschmack abwälzen können, ist eine andere Frage. Gewiß — hier liegt wiederum etwas vor, was wir nicht durchschauen und was zunächst über unser Problem hinausgeht. Aber gerade bei dieser Interpretation der Leergelassenheit mußten wir es erfahren, daß sie für sich die Langeweile nie und nimmer verständlich macht. Aber unversehens sind wir auf das erstgenannte Moment zurückverwiesen. Das drückt sich jetzt konkret zunächst so aus: Daß der Bahnhof uns leerläßt, sein Sichversagen, hängt irgendwie mit der zögernden Zeit zusammen. Am Ende ist die zögernde bedrängende haltende Zeit das, was den Bahnhof nicht bieten läßt, was er sollte.

Was wir suchten, ist erreicht: 1. eine Klärung des Leergelassenwerdens von den Dingen; 2. ein Einblick in den möglichen Zusammenhang dieses zweiten Charakters der Langeweile mit dem ersten, der Hingehaltenheit von der zögernden Zeit.

Zwar sehen wir mehr nur, daß da ein Zusammenhang besteht. Vielleicht wurde auch schon deutlich, daß diese beiden Momente nicht einfach aneinandergestückt, sondern ineinandergefügt sind. Mehr noch: Es sieht in unserem Falle so aus, als sei sogar das erstgenannte Moment, die Hingehaltenheit, das umgreifende und in erster Linie bestimmende. Denn die hinhaltende zögernde Zeit läßt den Bahnhof noch nicht zu seinem Recht kommen. Er kann solange nicht eigentlich sein, was er für uns sein soll, wie der Zeitpunkt der Ankunft des Zuges nicht da ist. Die zögernde Zeit versagt ihm gleichsam, uns etwas zu bieten. Sie zwingt ihn dazu, uns leerzulassen. Er versagt *sich*, weil die Zeit *ihm* etwas versagt. Sie schaltet ihn aus und kann ihn aber doch nicht beseitigen, so daß er nun gerade in diesem Noch-nichts-bieten, diesem Sichversagen, in dem, daß er uns warten läßt — daß er gerade dadurch in seinem Leerlassen aufdringlicher, langweiliger wird.

Was vermag da alles die Zeit! Sie hat Macht über Bahnhöfe und läßt es geschehen, daß diese langweilen. Andererseits zeigt sich: Die Zeit für sich, der bloße Ablauf, ist auch nicht langweilend, sondern das Gelangweiltwerden ist dieses *wesentliche Hingehaltensein im Leergelassenwerden* — mithin dieses, daß bestimmte Dinge in dem, was sie uns und wie sie es uns bieten bzw. nicht bieten, jeweils *mitbestimmt* sind durch eine *bestimmte Zeit*, jeweils *ihre* bestimmte Zeit haben. Die Dinge können nur leerlassen in eins mit dem Hinhalten, das von der Zeit ausgeht. Andererseits kann diese zögernde Zeit uns nur hinhalten, wenn ihr Dinge mit der charakterisierten Möglichkeit des Sichversagens der Zeit zu Gebote stehen, der Zeit verhaftet sind. Grob gesprochen: Es handelt sich da bei der Möglichkeit der Langeweile um ein noch dunkles Verhältnis des zögernden Zeitverlaufes zu den sich versagenden Dingen, d. h. aber um die Frage, *was die Zeit selbst sei*, daß sie dieses Verhältnis zu den Dingen haben kann, und weiterhin, daß aus einem solchen Verhältnis dergleichen wie die Langeweile als eine *Stimmung*, die *uns* durchstimmt, möglich ist.

Wir sahen zugleich an dem konkreten Beispiel, daß der Bahnhof an sich uns nicht langweilt, stehen läßt, sondern nur, sofern der Zug noch nicht da ist; daß ihm also ein bestimmter Zusammenhang mit einem bestimmten Zeitpunkt fehlt. Positiv gesprochen: Damit der Bahnhof uns in dieser bestimmten Form der Langeweile nicht langweilt, dazu ist notwendig, daß wir ihn in seiner *spezifischen* Zeit antreffen, die in gewisser Weise die Idealzeit eines Bahnhofes ist: nämlich vor Abgang des Zuges. Wenn die Dinge offenbar jeweils *ihre* Zeit haben und wir die Dinge jeweils in *ihrer* Zeit gerade antreffen, dann bleibt vielleicht die Langeweile aus. Umgekehrt: Die Langeweile ist überhaupt nur möglich, weil jedes Ding, wie wir sagen, *seine* Zeit hat. Hätte nicht jedes Ding *seine* Zeit, dann gäbe es keine Langeweile.

Diese These muß aufgeklärt werden, aber nicht im Sinne einer Erörterung dieses Satzes, sondern jetzt in der entscheidenden und immer mehr und mehr sich konzentrierenden Weiterführung der Interpretation dieser eigentümlich ineinandergefügteten Grundmomente des Gelangweiltwerdens: der Hin gehaltenheit und des Leergelassenseins. Doch all dies ist weder als Psychologie noch als Antwort und Lösung zu nehmen.